

Trümmerfrauen

Renate Becker Oktober 2012

Wie kann man weitermachen nach Tarzan und Jane? Mit einer Geschichte vielleicht, um langsam wieder in unsere gegenwärtige Zeit zu gelangen. Dazu halten wir uns aber noch eine kleine Weile in der Welt des Hoffens, Wünschens und Sehns auf und statten einer Künstlerin – nennen wir sie Zeraphina – einen kurzen Besuch ab.

Weil die Menge der Fehler sie abstieß, die die Natur dem männlichen Sinne gegeben, so lebte Zeraphina einsam und ohne Gemahl und entbehrte gar lange des Lagergenossen. Weißes Elfenbein schnitzte indes sie mit glücklicher Kunst und gab ihm eine Gestalt, wie sie nie ein geborener Mann kann haben und ward von Liebe zum eigenen Werke ergriffen. Wie ein wirklicher Jüngling sein Antlitz, du glaubtest, er lebe, wolle sich regen, wenn die Scham es ihm nicht verböte. So verbarg ihr Können die Kunst. Zeraphina staunt und fasst in der Tiefe der Brust die Glut für das Bild eines Leibes. Oftmals berührt sie ihr Werk mit der Hand und versucht, ob es Fleisch, ob Elfenbein sei und versichert dann auch, kein Elfenbein sei es. Gibt ihm Küsse, vermeint sie erwidert, spricht an und empfängt es. Glaubst, ihre Finger drückten dem Fleisch seines Leibes sich ein und fürchtet, es mache der Druck den berührten Ort sich verfärben. Schmeichelworte sagt sie ihm bald, bald bringt sie Geschenke, wie Jünglinge sie lieben. Auch schmückt sie den Leib ihm mit Kleidern und gibt seinen Fingern den Ring. All das ziert ihn, doch war er auch nackt nicht weniger schön zu schauen: Sie legt ihn auf purpurfarbene Decken, nennt ihn Genossen des Lagers, sie stützt seinen Nacken mit weichen flaumigen Kissen und bettet ihn sanft, als ob er es fühle. Wieder ist da der Tag des Apollo, gefeiert im ganzen Cypern: das weite Gehörn vergoldet, waren die jungen Rinder im weißen Nacken getroffen, niedergesunken. Weihrauch dampfte. Auch Zeraphina trat, nachdem sie geopfert, hin zum Altar: vermöget ihr Götter alles zu geben, bat sie schüchtern, so sei mein Gatte“ – der Elfenbeinjüngling, wagte sie nicht zu sagen, - „meinem elfenbeinernen ähnlich“.

Apollo, der goldene, der seinem Feste zugegen, verstand wohl, was mit dem Wunsche gemeint. Ein Zeichen der günstigen Gottheit, hob sich dreimal die Flamme und trieb in die Luft ihre Spitze.

Als Zeraphina zurückkam, eilt sie sogleich zu dem Bild des Jünglings. Wieder nähert den Mund sie, betastet die Brust mit der Hand, da wird das betastete Elfenbein weich, verliert seine Starrheit ... Sie wirft sich aufs Lager und gibt ihm Küsse. Er scheint zu erwärmen. Gibt ihren Fingern nach und weicht, wie hymettisches Wachs in der Sonne erweicht, von den Fingern geknetet zu vielen Formen sich fügt, und gerade genutzt seinen Nutzen bekundet.

Während die Liebende staunt, sich zweifelnd freut, sich zu täuschen fürchtet, prüft mit der Hand ihr Verlangen sie wieder und wieder. Fleisch ist's und Bein. Es pochen vom Finger betastet die Adern. Worte aus voller Brust, mit denen Apollo sie dankt.

Auf den Mund, der endlich sie nicht mehr täuscht, presst sie den ihren. Der Jüngling fühlt die Küsse und er errötete, sieht, als empor zum Lichte er die scheuen Lichter erhebt, zugleich mit dem Himmel die liebende Jungfrau.

Gnädig ist Apollo der Eh', die selbst er gestiftet.

Die Geschichte darf Sie durchaus befremden. Ich habe die Metamorphosen des Ovid noch einmal geschlechtlich verwandelt. Ovid erzählt von Pygmalion, diesem Ahnherrn der plastischen Chirurgen, der sich lieber eine Frau nach seinem Bilde baute, weil die, die es um ihn herum so gab, ihm nicht wirklich recht waren. Da weiß man doch, was man hat. Die Frau ist das Kunstwerk des Mannes und als dessen Frau taugt das Kunstwerk auch. Wie hellstichtig Ovid doch schon war.

Wenn Frau nun das gleiche tut, so ist es eben nicht dasselbe. Da sträubt sich zunächst einmal innerlich alles gegen eine umgekehrte Version. Mir geht es auch nicht darum, für Frauen etwas einzuklagen, was Teil eines historisch entstandenen Männerbildes geworden ist – auch wenn die Frage, was Frauen sich denn wohl für Männer gebaut hätten, nicht ohne Reiz ist – nein, mir geht es darum zu zeigen, dass die Vernachlässigung der Geschlechterperspektive die implizite Zustimmung zum herrschenden status quo ist.

Das Feld, ob wir es nun im Sinne der Feldtheorie von Kurt Lewin oder von Pierre Bourdieu betrachten, ist immer auf dem Hintergrund unseres Geschlechtes organisiert und – etwas salopp gesagt – Teil dieses Feldes ist auch und vor allem, dass Männer meinten und meinen, über Frauen Bescheid zu wissen, oder zumindest so taten, sie sich nach ihrem Bilde bauten und ins Zentrum der imaginären Repräsentation stellten. Der Glaube an das vermeintlich allgemein Menschliche von Beziehungen hat in Verbindung mit patriarchalen Denkstrukturen dazu geführt, dass die sexuelle Differenz auf der Strecke geblieben ist und Bilder und Konstrukte von weiblich UND männlich sich tief in das Denken, die Körper und in die Psyche eingegraben haben. Die Geschichtlichkeit der Selbstverständlichkeiten gilt es wieder ins Gewahrsein zu rücken. Selbstverständlichkeiten, die zu Natürlichkeiten und faktischen Gegebenheiten erklären, was sich bei genauerem Hinsehen als historisch entstandene Phänomene herausstellt, wo durchaus handfeste und in Vergessenheit geratene Interessen das scheinbar „Natürliche“ in bestimmte Bahnen gelenkt haben. Konkret bezogen auf die Geschlechterdifferenz bedeutet dies, dass wir uns innerhalb einer symbolischen Ordnung bewegen, in der Geschichte in Natur und kulturell Hergestelltes in Natürliches verwandelt wurden. Und genau aus diesem Grunde bewegt sich jedes Sprechen über Männliches und Weibliches als ontologische Bestimmung, innerhalb eines Rahmens, der das Produkt männlicher Herrschaft ist. Das paradoxe an dieser Ordnung gilt es aufzuzeigen, um das Veränderungspotential für die Zukunft freizulegen.

Und wie schnell diese Bilder und ontologischen Bestimmungen ins Wanken geraten, bzw. aufgehoben werden, wenn es opportun ist, zeigt sich an den sogenannten Trümmerfrauen.

1945 – 4 Millionen Wohnungen waren in Deutschland durch alliierte Luftangriffe zerstört worden, Fabriken lagen in Trümmern und Schätzungen zufolge gab es in Deutschland nach Kriegsende mehr als 400 Millionen Kubikmeter Schutt. So, und wer räumt den Dreck weg? Rhetorische Frage. Die Frauen; denn sie waren nun mal da – 1945 gab es 7 Mio. mehr Frauen als Männer – und nichts mehr mit was sich für eine Frau ziemt, schicklich oder weiblich ist, nein, Arbeitsschutzbestimmungen wurden aufgehoben und Frauen mussten Steine klopfen, fein säuberlich aufeinander schichten und Schubkarren schieben. Haben sie auch. Und mehr noch, sie wurden zunehmend erwerbstätig und verdienten den Lebensunterhalt für Ihre Familien. Das blieb selbstverständlich nicht folgenlos für das eigene Rollenverständnis, und was als Notwendigkeit begonnen hatte, führte durchaus zu einem zunehmend steigenden Selbstbewusstsein. Und dann kamen die Männer aus der Gefangenschaft zurück. 10 Millionen. Und hatten laut Gesetz Anrecht auf einen Arbeitsplatz. Die Frauen weichen. Geben nach und geben auf. Die frühen 50er-Jahre in der BRD sind geprägt von einer Ideologie und staatlichen Verordnungen, die den Frauen wieder ihren Platz zu Hause und am Herd zuweisen. Und es gibt keine Massenproteste, keine Revolution, nein, sie gehen – nur die Scheidungsrate steigt 45 kurz auf das Dreifache (vor 39) an. Das Sein währte offenbar nicht lange genug, das Bewusstsein zu bestimmen. Das Zusammenspiel von: Männer kommen als Versager, Gescheiterte, Verratene, als Opfer eben nach Hause; staatliche Verordnungen garantieren den Männern das Vorrecht auf einen Arbeitsplatz – bis 1975 darf übrigens jeder Ehemann den Job seiner Frau ohne deren Zustimmung kündigen – und untermauern eine Ideologie, die an jeder Ecke die traditionelle Bestimmung der Frau und die heile Familie proklamiert – gegen diese unheilige Allianz kamen eigene Bedürfnisse und Wünsche, so sie denn überhaupt ins Bewusstsein gelangten, nicht an. Und so einfach ist das ja auch nicht, denn selbst wenn Frauen in dieser Zeit des Umbruchs und Wiederaufbaus durchaus gleichwertige Arbeit geleistet hatten, die implizite Zustimmung zu dem traditionellen Bild ist ja damit längst nicht aufgelöst.

Diesen Versuch machte die neue Frauenbewegung. Der berühmte Tomatenwurf in Frankfurt 1968 hatte nicht nur die konkreten Genossen im Visier, sondern auch deren, bei aller linken Überzeugung, diskriminierendes Verhalten den Freundinnen und Genossinnen gegenüber. Das Private ist politisch war der Slogan und hieß nichts weniger, als dass Frauen eine Verbindung sahen zwischen Unterdrückungsmechanismen der Gesellschaft und den patriarchalen Strukturen in ihren Beziehungen, im Privaten eben. Anders gesagt: Kritische Überlegungen zum Geschlechterverhältnis wurden zu einem Nebenwiderspruch innerhalb des Hauptwiderspruchs von Kapital und Arbeit degradiert und die Genossinnen hatten berechtigte Zweifel daran, dass sich die Frauenfrage mit dem Sieg des sozialistischen über das kapitalistische Gesellschaftssystem von selbst erledigen würde.

Alice Schwarzer gibt es noch immer, aber seit einigen Jahren scheint es zum guten Ton zu gehören, sich

vom Feminismus öffentlich zu distanzieren. Denn wir haben doch heute, in Deutschland zumindest, eine ganze Reihe von Frauen, die in der Öffentlichkeit stehen und einen guten Job machen. Das ist richtig und gut so, aber ich finde, wir haben es hier auch mit einem Effekt des gender mainstreaming zu tun, wo die „gefühlte Gleichberechtigung“ die Oberfläche einer patriarchalen, die Männer begünstigenden Struktur unserer Gesellschaft eher glättet und verschönert, als diese tatsächlich zu verändern. Frauenpolitik wird zum Unterpunkt für Wirtschaftspolitik und im Sinne von Total Equality und managing Diversity passfähig für ein neoliberales Gesellschaftsmodell gemacht. Maximale Ausschöpfung der Human Resources und Auswertung von Employability, damit hat der neoliberale Diskurs nicht nur die Geschlechterpolitik erreicht, sondern auch die Verschiebung der Prioritäten. Soziale Gerechtigkeit ist wieder in weite Ferne gerückt.

Die 50er im Gewand des 21. Jahrhunderts? Nein, aber die Crux dessen, was der Fall ist, zeigt sich überdeutlich: an dem Machtverhältnis der Geschlechter hat sich wenig bis überhaupt nichts verändert. Und dass Frauen, nur weil sie Frauen sind und zunehmend am Arbeitsmarkt eine wichtige Rolle spielen, allein dadurch schon Sand im patriarchalen Getriebe sein können, na, da hab ich so meine Zweifel. Es stellt sich doch vielmehr die Frage, warum die Asymmetrie im Verhältnis der Geschlechter fortbesteht, obwohl sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den letzten 100 Jahren so radikal verändert haben.

Und es ist eben nicht nur der private Bereich der Familie, der instrumentell ist im Tradieren der Geschlechternormen, nein, der Staat und seine Institutionen, wie z.B. die Schulen sind wesentliche Faktoren im Fortschreiben des Bestehenden.

Warum ist es noch immer so, dass in Institutionen wie Kindergärten und Schulen Lerntheorien vorherrschen, die das geschlechtliche Rollenverhalten und Identitätsbestimmungen eher affirmativ bestätigen? Die Entwicklungspsychologie hat gezeigt, wie subtil und für die Beteiligten weitgehend unbewusst Prozesse ablaufen, die ganz entscheidend zur Herausbildung von Geschlechteridentität beitragen. In dieser Phase könnte und müsste verstärkt Einfluss genommen werden, um Spielräume zu öffnen. Spielräume, die den Kindern und Jugendlichen zu Räumen des Experimentierens mit Rollen, Verhalten und Lebensentwürfen werden könnten. Seit einiger Zeit wird in Berlin an den Erzieherfachschulen damit geworben, dass dies auch für Männer ein interessanter Beruf sein könnte, und in der Tat gibt es Männer, die diese Ausbildung absolvieren. Das Selbstverständnis dieser Auszubildenden ist hochinteressant – das kam bei einer Umfrage heraus – in der Mehrheit begreifen sie sich als gescheitert, denn ein richtiger Männerberuf sei ihnen nicht gelungen. Der peer group gegenüber schämen sie sich eher, ihren zukünftigen Beruf offen zu machen und auf die Frage, wie denn dieses Phänomen auch und gerade im Unterricht besprochen werde, kam die Antwort: gar nicht.

Und warum kommt man nach Versuchen, den Unternehmen die freiwillige paritätische Besetzung von Führungspositionen zu überlassen, um eine gesetzlich geregelte Frauenquote nicht herum? Frauen treffen immer noch auf das Gesetz der hierarchisch zunehmenden Männerdominanz (Rainer Geißler), denn je höher die Berufsposition gelagert ist, desto ausgeprägter kommt die Vorherrschaft der Männer zur Geltung. (Beispielsweise befinden sich in den Chefetagen der 626 umsatzstärksten deutschen Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung sage und schreibe zwölf Frauen (0,3%) unter 2286 Männern. Am höchsten Bundesgericht haben wir 5% Frauen, an Schulen zwar 56% weibliche Lehrkräfte, aber von den 24000 Schulleitern sind nur 3000, also 13% Frauen und bei den Schulräten gar nur 8%)

Ich glaube es ist ganz einfach: Männer hätten in der Tat etwas zu verlieren. Die hegemonialen Ansprüche werden freiwillig nicht aufgegeben und über die Angst, diese zu verlieren, wird nicht gesprochen, nichts geschrieben, nein, sie wird nicht einmal zugelassen. Aber nicht reflektierte Ansprüche oder Voraussetzungen sind genau was sie sind: NICHT reflektiert und NICHT NICHT vorhanden! Es gibt eben durchaus etwas zu bewahren!

Der bereits erwähnte Soziologe Pierre Bourdieu sieht die symbolische Gewalt, die über die symbolischen Wege der Kommunikation, über Anerkennung und Verkennung und über Gefühle funktioniert, als das wesentliche Moment, mit dem die Vorherrschaft der Männer durchgesetzt wird. Und beide, Beherrschende und Beherrschte stimmen ihr zu. Das ist das Interessante an seiner Analyse. Die „paradoxe“ Unterwerfung bedeutet, dass der Unterwerfene seiner Unterwerfung zustimmt.

Die symbolische Gewalt entfaltet ihre Wirkung durch Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die sich diesseits von bewussten Entscheidungen und Willenskontrolle vollziehen. Sie wird wie durch Magie auf den Körper ausgeübt. Dies erklärt, warum sich das Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen so relativ mühelos erhält. Männer müssen die Unterwerfung der Frauen unter die männlichen Regeln nicht jeden Tag und jeder einzelne für sich neu einfordern, das geschieht gleichsam automatisch. Die Unterscheidung und damit Hierarchie von Männlichkeit und Weiblichkeit hat sich zu sozialen Arrangements verfestigt, die als normale Institutionen akzeptiert werden. Zu diesen Institutionen gehören nicht nur die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, sondern auch die Kleidungspraktiken, Namensgebung, Vorschriften über akzeptables sexuelles Verhalten und eine Gender-Metaphorik, vor allem in der Symbolsprache, mit denen jeweils unterschiedlicher Status, Prestige, Macht- und Einflussmöglichkeiten verbunden sind. Symbolische Diskurse und Praktiken, in denen sich Vorherrschaft des Männlichen manifestiert, umfassen z.B. Redensarten, Sprichwörter, Gedichte, die Aufteilung des Hauses und das universelle asymmetrische System von Werterelationen wie etwas aktiv/passiv, stark/schwach, Verstand/Gefühl, Geist/Natur, Subjekt/Objekt – die Liste ist lang – -findet seinen Niederschlag im anatomischen Geschlechtsunterschied als dessen Begründung es gleichzeitig aber allererst dient.

So erscheinen die kulturellen Unterschiede als notwendige Konsequenz der in der Natur vorfindbaren anatomischen Unterschiede. Eine Konstruktion des Biologischen, nämlich die Beschaffenheit und Funktionsweisen des weiblichen bzw. des männlichen Körpers, liefert ein quasi natürliches Fundament für die Arbeitsteilung der Geschlechter. Hier liegt eine zirkelhaft Kausalbeziehung vor, da ein gesellschaftliches Wertesystem nachträglich auf die Natur projiziert wird und diese Natur dann wieder der Legitimation der gesellschaftlichen Hierarchie dient. Diese Zirkularität verleiht der sozialen Ordnung und damit der Hierarchie der Geschlechter den Anschein von Evidenz.

Das Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen ist für die Beherrschten auch deshalb nur schwer angreifbar, weil die Logik, nach der das Herrschaftsverhältnis begriffen wird, von diesem selbst bestimmt wird. Wenn also die symbolische Ordnung, die Sprache, der Lebensstil, das Denken, selbst Produkt dieses Verhältnisses sind (androzentrische Vernunft), dann sind Wahrnehmungen, Gedanken und Worte der Beherrschten den Strukturen der Herrschaftsbeziehung konform, und alle Erkenntnisakte sind daher unvermeidlich Akte der Anerkennung und der Unterwerfung unter diese Logik. Unsere Rationalität mit ihrem Kategoriensystem entspricht also der männlichen Sicht auf die Welt. Wenn Frauen diese Medium benutzen, um sich zu verständigen, dann erfolgt das in Kategorien, die notwendig zur Selbstabwertung führen.

So stellte man fest, dass die Frauen in Frankreich mit großer Mehrheit erklären, sie wünschen sich einen Mann, der älter, und damit völlig übereinstimmend, größer ist als sie selbst. Eine Umkehrung des Erscheinungsbildes zu akzeptieren hieße den Anschein erwecken, die Frau sei dominant, was sie (paradoxiertweise) sozial herabsetzen würde. Mit einem unterlegenen Mann würde sie sich selbst als Unterlegene fühlen. „Um seinetwillen, also um seiner Würde willen, die sie ihm a priori zuerkennen, können die Frauen nur einen Mann wollen und lieben, dessen Würde durch den Umstand, dass er sie sichtlich überragt klar bezeugt ist.“ (68) Alter und Körpergröße also als Zeichen von Überlegenheit und Gewähr von Sicherheit.

So, und nun denke man noch einmal an die Frauen im Deutschland der 50er-Jahre, wo sie den Verlust eigener Souveränität in Kauf genommen und dem zugestimmt haben, dass die Männer wieder die breadwinner sein sollten. Ich denke, wenn man das soeben ausgeführte zur symbolischen Ordnung einmal auf diese konkrete Zeit bezieht, dann sind die Nachkriegsjahre zwar scheinbar Jahre, in denen vieles hätte verändert werden können: politisch, gesellschaftlich und eben auch die Geschlechterrollen betreffend. Aber es gibt eben kein einfaches sich außerhalb der herrschenden Bilder, Erwartungen, Dispositionen und Normen stellen. Und Emanzipationsansprüche gegen ein Opfer durchzusetzen war schier undenkbar. So begriffen sich nämlich viele Männer damals und auch eine der ersten Frauenzeitschriften, die 1949 gegründete *CONSTANZE* schrieb über mehrere Ausgaben hindurch von **Männern** in der Krise. Für Verständnis wurde bei den Frauen geworben und hier treffen äußere Sinnggebung und innere Bedürfnisse unglücklich aufeinander. Eine Eheberaterin der damaligen Zeit sagte

es so: Frauen wollten nach dem Krieg, wo sie so lange alleine zuständig gewesen waren, Männer, die sie achten konnten und die IHNEN Sicherheit gaben und keine Opfer, um die sie sich kümmern mußten. Dies ist ganz genau ein Beispiel für das Verkennen und Anerkennen zur Aufrechterhaltung des Bestehenden, von dem vorhin die Rede war: Frauen stimmen der eigenen Unterdrückung, Abwertung und ökonomischen Abhängigkeit zu und haben im Gegenzug wieder Männer, zu denen sie aufschauen und die sie respektieren können.

Auch heute, das kenne ich aus meiner konkreten Arbeit mit Paaren, ist es oft ein unüberwindbares Problem, wenn die Frau die ökonomische power hat und mehr verdient als der Mann. Männer fühlen sich depotenziert und Frauen fällt es oft schwer, sie zu achten und begehrenswert zu finden, obwohl Geld ja scheinbar keine Rolle spielt und wer's verdient auch nicht. Scheinbar. So leicht lassen sich Genderrollen offenbar nicht einfach umkehren, bzw. führt die faktische Umkehrung zu großen seelischen Nöten, ambivalenten Gefühlen und das Begehren bleibt häufig auf der Strecke.

Die amerikanische Philosophin Judith Butler ist eine der entscheidenden Denkerinnen, wenn es um die Frage nach Geschlecht und Körper und sexueller Differenz geht. Simone de Beauvoir konnte 1949 noch ganz im Lichte des: wir Frauen sind gleich, das Postulat aufstellen, man wird nicht als Frau geboren, man wird dazu gemacht. Gegen die Vorherrschaft des Männlichen und für die Gleichheit der Frau hat sie plädiert und dafür, dass eine Frau, ebenso wie ein Mann frei wählen und sie ihr Geschlecht damit transzendieren könne. Judith Butler stellt 40 Jahre später den Körper als kulturell geprägten und nicht etwa der Kultur bereits vorgängig, in den Mittelpunkt. Gender is performativ. So Ihre Hauptthese und bedeutet, dass niemand von vorn herein ein Geschlecht ist, sondern Effekte werden produziert, die den Eindruck verstärken, wie ein Mann oder eine Frau zu sprechen, zu gehen oder zu handeln. Wir tun so, als sei die Tatsache, ein Mann oder eine Frau zu sein, einfach eine innere Wirklichkeit oder schlichtweg faktisch so. Aber wir haben es hier mit einem Phänomen zu tun, das permanent produziert und reproduziert wird, und daraus folgt für Butler: niemand ist von Anbeginn an ein Geschlecht. Nobody is a gender from the start. Die herrschenden Geschlechtnormen werden über informelle Praktiken oder institutionell über psychiatrische Normalisierung verstärkt und implementiert. Das Geschlecht ist zwar kulturell konstituiert, lässt aber auch Freiheit und Handlungsspielräume zu und der Gewalt entgegenzutreten, mit der ideale Geschlechtnormen durchgesetzt werden, ist ihr ein wesentliches Anliegen. Ihrer Kritik an der Natürlichkeit der körperlichen Geschlechteridentität liegt ein anderer, relationaler Begriff von Identität zugrunde. Identität nämlich verstanden als Prozess, als Selbstgestaltung im Kontakt, und diese Selbstgestaltung setzt sich zusammen aus dem Ich, dem System von Identifizieren und Entfremden und der Persönlichkeit, als verbalem Ausdruck der vorgenommenen Identifikationsleistung. Und wenn man nun Identifikation nicht als einseitige Entscheidung, sondern als Ergebnis wechselseitiger Identifizierungsprozesse begreift, dann sind menschliche Beziehungen die gegenseitige Teilhabe an der Selbstgestaltung des Anderen.

Und auch wenn es sicher keine direkte Verbindung gibt zwischen den Gedanken von Judith Butler und der Hochburg antiquierter Rituale, nämlich der Universität von Oxford, so wurde doch auch hier der große Zeh ins 21. Jahrhundert gesteckt. Die Kleiderordnung wurde aufgehoben. Männer hatten bis dato in Hosen und Frauen in Röcken zu erscheinen, bei den Examensfeierlichkeiten. Ja und was machen Transsexuelle? Und so darf heute jeder erscheinen wie es ihm und ihr beliebt.

Bourdieu und Butler sind Störenfriede. Störenfriede des Normativen, und die Künstlerin Cindy Sherman ist es ebenso. In ihren Arbeiten *untitled film stills* und *Centrefolds* – Photos in Horizontalformaten wie im Playboy - spielt sie mit Klischees und Posen bekannter weiblicher Filmstars, und Frauentypen werden gewissermaßen zitiert und als fake deutlich gemacht. Fotos als Blickfallen, die zu bestimmten Sichtweisen einladen, denn es gibt anziehende Details wie die Stellung eines Beines, ein Stück Haut etc., die die Erwartung provozieren, um sie dann zu dekonstruieren. Den Voyeuren beim Schauen zuschauen – eine Blickfalle, in die man schnell gerät, wenn man zu nahe kommt und die ertappt. Fake, als thematische Konstante ist in allen Fotos von Cindy Sherman zu finden, aber nicht um hinter der Maske das Wahre und Authentische zu zeigen, denn es gibt bei ihr kein wahres Gesicht, keine zu entdeckende innere Wahrheit oder Bedeutung. Sie arbeitet mit falschen Haaren, falschen Brüsten, Masken -Täuschung und Illusion eben – und das Scheinhafte der Fotografie als gesellschaftlich vermittelte Illusionsmaschine wird selbst zum Thema. In den historischen Portraits hatte sie mit Plastikteilen gearbeitet, wobei immer die Körper als

Ganze intakt blieben und eher in Teilen irritierten – ihre jüngsten Arbeiten reduzieren Körper auf Teile. Körperteile, die aus einem Versand für medizinische Studienartikel bezogen werden, klinische anti-erotische Objekte, denen die sexuelle Konnotation gewissermaßen aufgenötigt wird. Die Fotos zeigen einmal die Äußerlichkeit der sexuellen Belohnung des Körpers, aber wenn man ihn von seiner sexuellen Aufladung trennt, kommt nur eine andere Aneignungsform zum Vorschein, wie zum Beispiel die humanmedizinische Reduktion.

Der Körper als Material, der nach Belieben zu gestalten ist und wo in dem Gestaltungsprozess Identität gleich mit über die Klinge springt, gab's in Berlin vor einiger Zeit im Theater zu sehen. Es geht um Lette. Lette ist hässlich. Er ist so hässlich, dass sein Chef ihm verbietet, seine neue Erfindung, einen Starkstromstecker beim Ingenieurkongress vorzustellen. Lette sucht einen plastischen Chirurgen auf und dem gelingt ein Meisterstück. Lettes Leben verändert sich von Grund auf. Sein neues Gesicht eröffnet ihm ungeahnte Möglichkeiten und er scheint ein gemachter Mann. Plötzlich tauchen in der Stadt überall Menschen auf, die genauso aussehen wie er. Der Arzt hat die Operation systematisiert und verpasst jedem Patienten auf Wunsch Lettes einzigartiges Gesicht. Die Eigentumsfrage, wem denn nun dieses unendlich reproduzierbare Gesicht gehöre, bleibt offen, aber am Schluss des Stückes hängen die Gleichgesichtigen an elastischen Tauen von der Bühnendecke herab, bodenlos, ungeerdet gewissermaßen und das Reden bleibt im Selbstreferenziellen stecken: „Wie schön, dass ich mich mit mir unterhalten kann“ „heute habe ich mir wieder Komplimente über mein Aussehen gemacht“ und so weiter. Das Gegenüber ist auch sprachlich verloren gegangen – ist ausgelöscht.

Und stören muss man dieses Theater hegemonialer Männlichkeit. Stören, parodieren, karikieren, unterlaufen, neu und anders inszenieren und auf diese Weise aufscheinen lassen, was ist: die Verwechslung von Ursache und Wirkung und die Vergesellschaftung des Biologischen! Und noch einen gibt es, der wirklich und nachhaltig stören kann: Eros, der Gott des Anfangs. In den Spielräumen treibt er sich herum, steht quer zur Ordnung, zum Besitzen wollen und Bescheid wissen. Nein, er ist Kairos, dem Gott der Kürze, des guten, richtigen und vielleicht einmaligen Augenblicks verbunden, um als Kraft der Verbindung Begegnung zu stiften. Liebe als Ereignis, um es verkürzt zu sagen, jenseits der Bilder vom eigenen Selbst und vom Bild des anderen, denn zwischen Bild und Bild hat Eros weder etwas zu suchen, noch etwas verloren und schon gar nichts zu finden! Rilke spricht in einem Gedicht über die Liebe von der Freiheit eines Lieben, die zu mehren sei **um alle Freiheit, die man in sich aufbringt**. Dieses Vermehren der Freiheit des anderen heißt offen zu sein für das, was sich von sich aus zeigt. Zeigen kann sich etwas aber nur dann, wenn ihm zugetraut wird, dass es frei ist sich zu zeigen oder zu verbergen. Das Ich muss wohl Selbstvergessenheit einüben, um ein solches Zutrauen zu entwickeln. Selbstvergessenheit jenseits von Sicherheiten und Selbstbehauptungen. Damit Eros mit einem spielen kann, muss der die Freiheit in sich aufbringen, von sich abzusehen. Freiheit bestünde dann unter anderem in der Kunst, einem gegenüber Freiheit einzuräumen und sie zu vermehren. Eros ergänzt meine Person um deine Person, deine Freiheit um meine Freiheit. Der Philosoph Wilhelm Höck spricht in diesem Zusammenhang von Souveränität. „Der souveräne Mensch ist einer, der nicht gebraucht, der aber bereit ist, Ergänzungen zu erfahren – und seien es nur augenblickshafte. Und wenn man nun von der Liebe als einem Akt der Erfahrung des leibhaften Daseins spricht, als leiblich sinnhafte Präsenz, dann ist Liebe gewissermaßen etwas, was die Persönlichkeit befreit und wo ein Partner dem anderen Freiheit zuspießt. Wenn einer auf den anderen als Du UND als Anderen eingeht, in diesem Sinne mag Eros als Gott der Vermischung, der Verwandlung, der Lebendigkeit, des glücklichen Augenblicks, der Erfahrung von Schönheit – in diesem Sinne mag Eros der Gott der Befreiung heißen: der wechselweisen Befreiung von ich und Du. Eros also der Gliederlösende, der Entstrukturierende und gleichsam Bilder und Normen durchkreuzende.

Um diesen Eros der Freiheit geht es dem mexikanischen Dichter Oktavio Paz, wenn er von Liebe spricht: er hat das letzte Wort:

„Die Liebe besiegt den Tod nicht, aber sie bietet der Zeit und ihren Wechselfällen Trotz. Durch die Liebe werden wir in diesem Leben des anderen Leben teilhaftig. Nicht des ewigen Lebens, sondern der reinen Lebendigkeit. Die Liebe ist nicht die Ewigkeit, auch ist sie nicht die Zeit der Kalender und der Uhren, die vergehende Zeit. Die Zeit der Liebe ist weder lang noch kurz, sie ist die jähe Wahrnehmung aller Zeiten in einer einzigen Zeit, aller Leben in einem Augenblick. Was sieht das Paar in der Zeit eines Lidschlags? Die

Identität von Auftauchen und Verschwinden, die Wirklichkeit des Körpers und des Nicht-Körpers, das Gegenwärtige, das sich in Glanz auflöst: reine Lebendigkeit, pulsierende Zeit.“